

Michael Zander

Ist Behinderung eine soziale Konstruktion? **Zur Kritik sozialkonstruktivistischer Auffassungen in den (deutschsprachigen) Disability Studies**

Zusammenfassung

Was genau meint man, wenn man Behinderung als soziale Konstruktion bezeichnet? Wie tragfähig sind die Begründungen dafür? Diesen Fragen geht der vorliegende Aufsatz nach. Zu diesem Zweck werden verschiedene Theorien untersucht und kritisiert, die in den deutschsprachigen Disability Studies einflussreich sind. Dazu gehören das soziale Modell Olivers, ferner das „Thomas-Theorem“, die Wissenssoziologie von Berger und Luckmann, die Diskurstheorie Foucaults und die Theorie Waldschmidts. Anschließend wird auf im engeren Sinne sozialkonstruktivistische Ansätze von Watzlawick und Gergen und Gergen eingegangen. Es wird gezeigt, dass ein relativistisches Verständnis von sozialer Konstruktion dazu genutzt werden kann, Faktizität zu leugnen und damit die Grundlagen von wissenschaftlicher Erkenntnis zu untergraben. Diese Gefahr gilt es ernst zu nehmen, wenn es darum geht, die Wissenschaftlichkeit der Disability Studies zu verteidigen.

Schlüsselwörter: Sozialkonstruktivismus, Wissenssoziologie, Materialismus, Wahrheit, Geltungsansprüche

Is disability a social construction? **On the critique of social constructivist views in (German-language) disability studies**

Abstract in English

What exactly do we mean when we refer to disability as a social construction? How viable are the justifications for this? These questions are explored in this paper. To this end, various theories that are influential in German-language disability studies are examined and criticised. These include Oliver's social model, furthermore the "Thomas theorem", Berger and Luckmann's sociology of knowledge, Foucault's discourse theory and Waldschmidt's theory. Subsequently, social constructivist approaches of Watzlawick and Gergen and Gergen are discussed. It is shown that a relativistic understanding of social construction can be used to deny facticity and thus undermines the foundations of scientific knowledge. This danger must be taken seriously when defending the scientificity of disability studies.

Keywords: social constructivism, sociology of science, materialism, truth, claims of validity

1. Fragestellung

Bei den Disability Studies handelt es sich bekanntlich um ein Spektrum interdisziplinärer sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlicher Ansätze, die eines gemeinsam haben: Sie unterscheiden i.d.R. zwischen (medizinisch diagnostizierbarer) Krankheit oder Beeinträchtigung einerseits und gesellschaftlich verursachter Behinderung, Ausgrenzung oder Unterdrückung andererseits. Der Zweck dieser Unterscheidung besteht in Abgrenzung zu einseitig medikalierenden Betrachtungsweisen (vgl. Oliver, 1983, S. 23 ff., 1996, S. 31) darin, einer gesellschafts- und kulturwissenschaftlichen Forschung zum Thema Behinderung neue Perspektiven zu eröffnen und darüber hinaus politische Interventionen im Interesse behinderter Menschen zu begründen. Wenn gesellschaftliche Behinderung nicht mehr als unvermeidliche Folge von medizinisch beschreibbarer Beeinträchtigung missverstanden wird, können die Mängel gesellschaftlicher Verhältnisse, Infrastrukturen und Institutionen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Die Unterscheidung zwischen Beeinträchtigung und Behinderung ist die Grundlage für das, was in den Disability Studies als „soziales Modell“ von Behinderung bezeichnet und intensiv diskutiert wurde. Andere Modelle, wie das sogenannte kulturelle und das menschenrechtliche Modell, sind davon abgeleitet und in Abgrenzung dazu entstanden.

Darüber hinaus hat sich – nicht nur, aber insbesondere in den deutschsprachigen Disability Studies – die These etabliert, dass Behinderung eine soziale Konstruktion sei. Dies zeigt ein Blick in die Literatur: Behinderung werde, so Gisela Hermes und Swantje Köbsell (2003, S. 9), als „konstruierte Kategorie“ betrachtet, und die Disability Studies widmeten sich „der Frage, wie sich diese soziale Konstruktion von Behinderung historisch, ökonomisch, kulturell, politisch, rechtlich, psychologisch usw. vollzieht bzw. vollzogen“ (S. 9) habe. Ähnlich heißt es bei Theresia Degener (2003, S. 24), Behinderung sei „sozial konstruiert, d.h. Behinderung wird von der Gesellschaft künstlich zu einem Problem gemacht.“ Michael Maschke und Justin Powell (2003, S. 80 f.) fragen, „wie lange alte Konstruktionen, die sich räumlich und zeitlich institutionalisiert haben, weiterhin stabil bleiben.“ Verkürzt lasse sich sagen, dass „Behinderung einfach das ist, was Politik als Behinderung definiert“ (Maschke & Powell, 2003, S. 81).

Die Auffassung, dass Behinderung eine soziale Konstruktion sei, ist in der deutschsprachigen Literatur mittlerweile zum Definitionsmerkmal der Disability Studies avanciert. Anne Waldschmidt spricht von einem „konstruktivistischen Grundkonsens“ (Waldschmidt, 2015, S. 336) in den Disability Studies. Bei David Brehme et al. (2020, S. 9) heißt es: „Die Disability Studies verstehen Behinderung nicht als naturgegebenes, überhistorisches Phänomen – sondern als eine gesellschaftlich negativ bewertete Differenz, die sozial konstruiert wird und daher stets in ihrem jeweiligen historischen, sozialen und kulturellen Kontext analysiert, gedeutet und verstehbar gemacht werden muss.“

Während in den internationalen Disability Studies konkurrierende Strömungen mit unterschiedlichen philosophischen Grundlagen existieren (Shakespeare, 2014), sind in Deutschland sozialkonstruktivistische Ansätze vorherrschend. Anne Waldschmidt, gegenwärtig wohl die einflussreichste soziologische Theoretikerin der Disability Studies im deutschsprachigen Raum, stellt ein sozialkonstruktivistisches Verständnis von Behinderung ins Zentrum ihrer Arbeit. Sozialkonstruktivistische Ansätze werden im Hinblick auf die deutschsprachigen Disability Studies bislang kaum kontrovers diskutiert, von bisher relativ wenig beachteten Ausnahmen abgesehen (Kuhlmann, 2003, 2005; Kastl, 2017; Trüper, 2019; zu internationalen Debatten vgl. z.B. Hacking, 2001; Shakespeare, 2014). Dies ist bemerkenswert, denn bereits an den oben zitierten Aussagen und Definitionen zeigt sich eine zentrale Problematik sozialkonstruktivistisch geprägter Ansätze, nämlich die Tendenz, den Begriff mit dem Gegenstand gleichzusetzen. Thematisiert werden der Begriff von Behinderung und die damit assoziierten Vorstellungen, aber nicht das, worauf sich Begriffe und Vorstellungen beziehen. Der Begriff ‚Hund‘ bellt bekanntlich nicht. So diskussionswürdig Diagnosen wie Zerebralparese, Taubheit, frühkindlicher Autismus, Depression oder Schizophrenie sein mögen, sie alle beziehen sich auf etwas, das auch dann fortbesteht, wenn sie selber verändert oder ganz abgeschafft werden. Dasselbe gilt für mögliche Manifestationen gesellschaftlicher Benachteiligung, etwa erhöhte Erwerbslosigkeitsrate oder verringerte Lebenserwartung.

Was genau meint man, wenn man Behinderung als soziale Konstruktion bezeichnet? Wie tragfähig sind die Begründungen dafür? Der vorliegende Aufsatz diskutiert diese Fragen und kritisiert den „konstruktivistischen Grundkonsens“. Zu diesem Zweck wird eine theoretische Entwicklungslinie nachgezeichnet, die zu den Auffassungen geführt hat, die den besagten Konsens ausmachen sollen. Den Ausgangspunkt bildet das soziale Modell von Michael Oliver, über das in den vergangenen Jahrzehnten so viel geschrieben wurde, dass an dessen ursprünglichen Inhalt wieder erinnert werden muss. Oliver verwendet in seinen Ausführungen zwar den Begriff der sozialen Konstruktion, lehnt aber den Sozialkonstruktivismus ab; zugleich beruft er sich – in nicht unproblematischer Weise – auf die marxistische Theorie. Die Entwicklungslinie führt, wie zu zeigen sein wird, vom sogenannten Thomas-Theorem über Peter Bergers und Thomas Luckmanns Konzeption einer gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit und die Diskurstheorie Michel Foucaults zu den sozialkonstruktivistischen Positionen Anne Waldschmidts und zu Konstruktivismen in Bezug auf psychiatrische Diagnosen, wie sie u.a. von Paul Watzlawick sowie von Kenneth und Mary Gergen vertreten werden.

Die Kritik des konstruktivistischen Grundkonsenses in den (deutschsprachigen) Disability Studies verfolgt vier wesentliche Ziele: Erstens soll an die „objektive Faktizität“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 20) von Natur und Gesellschaft erinnert werden sowie daran, dass Menschen ihre Welt nicht aus dem Nichts schaffen. Die Anerkennung jener objektiven Faktizität ist die Voraussetzung von Wissenschaft, sie verflüchtigt sich aber zunehmend im Zuge sozialkonstruktivistischer Theoriebildung. Zweitens soll untersucht werden, was in den besprochenen Arbeiten jeweils unter dem „Kryptogramm“ (Plessner, 2018 [1969], S. X f.) der sozialen Konstruktion verstanden wird und welche Ungereimtheiten dies impliziert. Drittens ist auf politische Gefahren eines erkenntnistheoretischen Relativismus im Zeitalter von ‚Fake News‘ und ‚Fake Science‘ aufmerksam zu machen. Durch die Kritik soll viertens der postulierte sozialkonstruktivistische Grundkonsens aufgekündigt und mehr Raum für nichtkonstruktivistische Ansätze innerhalb der Disability Studies geschaffen werden.

2. Soziales Modell und soziale Konstruktion von Behinderung bei Oliver

Für die Formulierung des sozialen Modells von Behinderung greift Michael Oliver (1983, S. 23 ff.) auf Publikationen der britischen *Union of the Physically Impaired Against Segregation* (UPIAS) aus den 1970er Jahren zurück (UPIAS, 1974, 1975). Er unterscheidet zwischen Beeinträchtigung (*impairment*) und Behinderung (*disability*): Erstere meint das Fehlen oder die Beeinträchtigung eines Körperteils oder einer Körper- bzw. Organfunktion, letztere umfasst Nachteile oder Aktivitätsbeschränkungen, die durch die Organisation der Gesellschaft und deren mangelnde Berücksichtigung behinderter Menschen verursacht werden (Oliver, 1990, S. 11).

Beeinträchtigung und Behinderung im Sinne des sozialen Modells sind verschieden und hängen zugleich miteinander zusammen. Wenn beispielsweise ein Gebäude nur über eine Treppe zugänglich ist, dann stellt dies eine gesellschaftliche Behinderung für gehbeeinträchtigte Menschen dar, aber nicht notwendigerweise für andere. Zwar mag das Fehlen einer Rampe oder eines Aufzugs auch für Menschen ein störendes Hindernis darstellen, die mit einem Kinderwagen unterwegs sind oder die Güter anliefern müssen, aber in diesen Fällen handelt es sich nicht um eine Behinderung.

Wenn man Behinderung von Beeinträchtigung unterscheidet, eröffnet sich eine spezifische Perspektive. Dies verdeutlicht Oliver am Beispiel von Items einer Umfrage des britischen Office of Population Censuses and Surveys (OPCS). Diese erfassen nur Beeinträchtigungen als vermeintliche oder wirkliche Ursachen von Einschränkungen: „Can you tell me what is wrong with you? What complaint causes your difficulty in holding, gripping or turning things?“ „Are your difficulties in understanding people mainly due to a hearing problem?“ (Oliver, 1990, S. 7). Dem stellt Oliver alternative Fragen gegenüber, die auf Behinderung fokussieren: „Can you tell me what is wrong with society? What defects in the design of everyday equipment like jars, bottles and tins cause you difficulty in holding, gripping or turning them? Are your difficulties in understanding people mainly due to their inability to communicate with you?“ (Oliver, 1990, S. 8) Die Gegenüberstellung

veranschaulicht nicht nur den Unterschied zwischen Beeinträchtigung und Behinderung, sie zeigt auch die Individualisierung und Medikalisierung von Behinderung im Fragebogen des OPCS.

Vor dem Hintergrund des sozialen Modells diskutiert Oliver soziologische und historisch argumentierende Theorien zu Behinderung. Außerdem zitiert er ethnologische Literatur, aus der hervorgeht, dass der Umgang mit Beeinträchtigten bzw. behinderten Menschen mit der jeweiligen Kultur und Gesellschaftsform variiert. Sein Hauptaugenmerk liegt auf der Entwicklung des Kapitalismus in Großbritannien. Im Zuge der Industrialisierung während des 18. und 19. Jahrhunderts lösten sich demnach vorkapitalistische und agrarische Lebenszusammenhänge auf und mit ihnen die bäuerliche und hauswirtschaftliche Produktion, in die beeinträchtigte Menschen mehr oder weniger eingebunden gewesen waren. Innerhalb zunehmend kapitalistischer Verhältnisse und angesichts eines wachsenden Bedarfs an Arbeitskräften sei die Frage zum Problem geworden, wer in der Industrie arbeitsfähig ist oder nicht und wie Arbeitsfähigkeit wiederherzustellen sei (Oliver, 1990, S. 28 ff.). Dies habe unter anderem zur Medikalisierung von Behinderung geführt, ein widersprüchlicher Prozess, der auch Zugewinne für behinderte Menschen gebracht habe, unter anderem eine Steigerung ihrer durchschnittlichen Lebenserwartung.

Dem britischen Kapitalismus und der Sozialpolitik der 1980er Jahre bescheinigt Oliver (1990), Behinderung (bzw. das Problem Behinderung) ideologisch und gesellschaftlich zu konstruieren, wobei Konstruktion hier zweierlei bedeutet. Erstens geht es um Überzeugungen, die in der Sozialpolitik zum Ausdruck kommen, etwa die, dass Behinderung ein persönliches Unglück und ein medizinisches Problem sei; zweitens heißt Konstruktion, dass reale gesellschaftliche Verhältnisse hergestellt werden, in denen behinderte Menschen nicht nur als abhängig betrachtet werden, sondern es tatsächlich auch sind. Ungeachtet dessen scheinen allerdings die Begriffe der ideologischen und gesellschaftlichen Konstruktion nicht völlig trennscharf zu sein, beinhalten doch beide gesellschaftlich und politisch forcierte Stereotypen über Behinderung. Ideologie ist bei Oliver, anders als bei Karl Marx und Friedrich Engels, keine gesellschaftlich nahegelegte Täuschung über die gesellschaftlichen Verhältnisse und über menschliche Handlungsmotive (Zander, 2020), sondern einfach ein Satz von Werten oder Überzeugungen (Oliver, 1990, S. 43). Obwohl Oliver mehrfach von sozialer Konstruktion spricht, distanziert er sich vom Sozialkonstruktivismus, dem er vorhält, geschichtliche Prozesse auf die Auswechslung von Etikettierungen (Oliver, 1990, S. 82) zu reduzieren.

Olivers Arbeiten gelten gemeinhin als marxistisch, aber man kann darüber diskutieren, inwieweit diese Charakterisierung angemessen ist. Zwar wird Karl Marx darin mehrfach zitiert, außerdem spielt der Kapitalismus eine zentrale Rolle; aber gleichzeitig bezieht sich Oliver auf zahlreiche nichtmarxistische „Klassiker“ wie Auguste Comte, Max Weber, George Herbert Mead, Claude Lévi-Strauss und Michel Foucault, ohne dass sich daraus eine konsistente theoretische Darstellung ergäbe. Manche seiner Thesen mögen vielleicht marxistisch klingen, sind aber mit der marxschen Theorie nicht zu vereinbaren. Dazu zählt etwa die befremdliche Behauptung, im Kapitalismus werde die Kategorie Behinderung industriell hergestellt wie Autos und Hamburger (Oliver, 1996, S. 127; vgl. auch Maskos in dieser Ausgabe). Bei Marx geht es unter anderem um den Kauf und Verkauf von Waren und warenförmigen Dienstleistungen sowie um die Erzeugung und Aneignung von Profit. Es ist nicht klar, wie eine Kategorie industriell hergestellt, wie sie gekauft oder verkauft werden könnte und wie sich daraus Profit ziehen ließe. Trotz derartiger Ungereimtheiten ist anzuerkennen, dass Oliver wenigstens die Skizze einer materialistischen Theorie der Behinderung im Kapitalismus vorgelegt hat.

3. Das „Thomas-Theorem“

Um die Bedeutung von Definitionen und Konstruktionen zu unterstreichen, beruft sich Oliver (1990, S. 2) auf das sogenannte Thomas-Theorem, wonach eine von Menschen als real definierte Situation reale Konsequenzen zeitigt. Je nachdem, ob Behinderung als persönliches Unglück oder als gesellschaftliche Unterdrückung verstanden werde, habe dies unterschiedliche Folgen. Rehabilitation, so Oliver (1996, S. 102), bestehe aus der Summe jener Praktiken, die als Rehabilitation definiert würden. Dies erinnert an die bereits zitierte Position von Maschke und Powell (2003, S. 81), der zufolge Behinderung das sei, was Politik als

Behinderung definiere. Der Terminus des Thomas-Theorems stammt von Robert Merton (1968, S. 575) und geht auf eine Formulierung von William Thomas und Dorothy Swaine Thomas (1928) zurück. Es lohnt sich, das Thomas-Theorem etwas ausführlicher zu erörtern, weil man dabei auf theoretische Probleme trifft, die sich auch im Zusammenhang mit der These stellen, dass Behinderung eine soziale Konstruktion sei.

Thomas und Swaine Thomas befassen sich in ihrem Buch mit Delinquenz, Verhaltensauffälligkeiten und Störungen von Kindern vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen in den Vereinigten Staaten (Thomas & Swaine Thomas, 1928, S. xiii). Unter anderem plädieren sie im methodologischen Teil für die Auswertung von „Verhaltensdokumenten“, darunter Fallstudien, Lebensläufe und Aussagen aus Psychoanalysen. Der Autor und die Autorin wenden sich gegen den Einwand von Vertretern des Behaviorismus, derartige introspektive Selbstzeugnisse seien nicht objektiv und valide und enthüllten nicht die tatsächlichen Mechanismen des Verhaltens. Sie argumentieren, dass aus den genannten Verhaltensdokumenten hervorgehe, wie eine Person eine Situation interpretiere und wie sie auf Grundlage dieser Interpretation handle. Als Beispiel führen sie einen Gefängnisinsassen an, von dem es heißt, er habe Menschen in dem Glauben getötet, diese hätten ihn beleidigt, obwohl sie in Wirklichkeit nur Selbstgespräche geführt hatten. In diesem Zusammenhang formulieren sie ihren berühmten Satz: „If men define situations as real, they are real in their consequence“ (Thomas & Swaine Thomas, 1928, S. 572).

Das sogenannte Thomas-Theorem ist zweifellos in dem Sinne zutreffend, dass Menschen auf Grundlage ihrer Überzeugungen handeln und dass sich ihre Überzeugungen unter anderem auf das beziehen, was sie in einer bestimmten Situation für gegeben halten und was nicht. Offensichtlich können Überzeugungen falsch sein, etwa wenn jemand glaubt, von Passanten beleidigt worden zu sein, obwohl dies nicht der Fall ist. Oder, um ein aktuelles Beispiel zu nehmen: Ein Mensch kann glauben, der Coronavirus-Typ 2 sei nicht gefährlicher als gewöhnliche Influenzaviren, und möglicherweise wird er sich, diesem Irrtum folgend, nicht an die während der Corona-Pandemie verbindlichen oder empfohlenen Hygieneregeln halten.

Problematisch wäre es allerdings, das Thomas-Theorem als Empfehlung zu interpretieren, Situationsdefinitionen nur im Hinblick auf ihren Einfluss auf das Handeln zu untersuchen und darüber zu vernachlässigen, ob bzw. in welcher Hinsicht sie inhaltlich wahr oder falsch, angemessen oder unangemessen sind. Anders gesagt, man muss die mögliche – und im Beispiel von Thomas und Swaine Thomas ja thematisierte – „Differenz zwischen subjektiver Wahrnehmung und dem Wahrgenommenen“ (Markard, 2013, Abschnitt VI, Hervorhebung im Orig.) berücksichtigen. Es ist offensichtlich nicht immer möglich, eine solche Differenz festzustellen, sei es aus praktischen oder prinzipiellen Gründen. Nicht jeder Sachverhalt ist aufklärbar und nicht jede Situationsdefinition kann anhand eines objektiven Maßstabs beurteilt werden. Man kann Behinderung als persönliches Unglück oder als gesellschaftliche Unterdrückung empfinden, das eine ist nicht weniger wahr als das andere; mehr noch, beide Auffassungen schließen einander nicht notwendigerweise aus. In anderen Fällen lässt sich eine Differenz zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem jedoch klar identifizieren. Die Passanten haben den Häftling nicht beleidigt, wie dieser glaubte, sondern Selbstgespräche geführt; Covid-19 ist, z.B. gemessen an der Mortalitätsrate, wesentlich gefährlicher als die Grippe, im Gegensatz zu den Behauptungen der sogenannten Querdenker.

Wenn es um Situationsdefinitionen oder Überzeugungen im Sinne von Thomas und Swaine Thomas geht, dann gehört es zu den Aufgaben der Wissenschaft, diese nicht nur zu registrieren und zu verstehen, sondern auch zu erklären. Erklärungen können sich, je nach Fokus der Untersuchung, auf individuelle Handlungsgründe vor dem Hintergrund konkreter Lebensbedingungen oder auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen beziehen. Bei einem „Coronaleugner“ mögen der gesamtgesellschaftliche Hintergrund der durch die Pandemie ausgelösten Krise, die Entstehung der „Querdenker“-Bewegung und – in Verbindung damit – persönliche Probleme eine Rolle spielen. Wie wichtig der Anspruch auf wissenschaftliche Erklärungen sein kann, lässt sich an der Widerlegung falscher Auffassungen von Beeinträchtigungen erkennen, wobei Irrtümer ein notwendiger Bestandteil wissenschaftlicher Entwicklung sind. So geht heute in der Wissenschaft kaum jemand mehr davon aus, dass emotional unterkühlte und zugleich überdurchschnittlich intelligente Eltern für die Entwicklung von frühkindlichem Autismus mitverantwortlich sind (Kanner, 1943, S. 248 ff.) oder dass Schizophrenie durch Double-bind-Kommunikation in der Familie ausgelöst wird (Bateson et al., 1956).

Die Sozialwissenschaften können und müssen selbstverständlich Imaginationen und deren Wirkmächtigkeit untersuchen – etwa den Glauben an Horoskope, Transsubstantiation, Menschenrassen, Weltverschwörungen etc. –, aber ihre eigenen Begriffe dürfen nicht rein imaginär sein, wenn der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nicht aufgegeben werden soll. Vielmehr muss mit wissenschaftlichen Begriffen der Anspruch verbunden sein, reale Phänomene zu verstehen und zu erklären, die unabhängig von der wissenschaftlichen Untersuchung in der Welt existieren. So sind beispielsweise Begriffe wie Armut oder Behinderung ohne Theorie wissenschaftlich nicht zu definieren, aber sie sollten deskriptiv, analytisch und in möglichst sachlicher Form auf empirische Phänomene verweisen, die wirkliche und selbstständige Tatsachen darstellen. Wenn dem nicht so wäre, dann hätten diese Begriffe keinen wissenschaftlichen Gehalt und es gäbe keinen vernünftigen Maßstab, an dem sie überprüfbar wären. Für die Diskussion über die Frage, ob Behinderung eine soziale Konstruktion sei, lassen sich aus diesen Überlegungen unter anderem zwei Schlussfolgerungen ziehen: Erstens sollten wissenschaftliche Begriffe keine beliebigen „Konstruktionen“ neben anderen sein, zweitens sollte sorgfältig zwischen den bezeichnenden Begriffen und den damit bezeichneten Objekten unterschieden werden.

4. Die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ bei Berger und Luckmann

Peter Berger und Thomas Luckmann (2018 [1969]) haben den Begriff der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ in die Debatte eingeführt. In seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe kommentiert Hellmuth Plessner den gleichlautenden Buchtitel folgendermaßen: „So anziehend ein solches Kryptogramm auf Philosophen wirkt, die Freude an Verschlüsselungen haben – die Adepten der Soziologie, an die es sich doch wendet, könnte es geradezu abschrecken. Das Element der Konstruktion wird nämlich als Widersacher jedes wissenschaftlichen Bemühens empfunden, das auf die treue Wiedergabe der wirklichen Verhältnisse Wert legt und legen muss“ (Plessner, 2018 [1969], S. X f.). Deshalb, so Plessner weiter, sei der „erklärende Zusatz im Untertitel“ zu begrüßen (S. XI.). Dieser stellt klar, dass die Autoren eine „Theorie der Wissenssoziologie“ vorlegen.

Plessners Einschätzung ist in dreierlei Hinsicht interessant: Erstens artikuliert sie die Erwartung, dass das Publikum den Begriff der „gesellschaftlichen Konstruktion“ nicht auf Anhieb verständlich findet, sondern für ein zu entschlüsselndes „Kryptogramm“ halten wird. Angesprochen ist darin zweitens ein potenzielles Spannungsverhältnis zwischen der Konstruktionsthese und dem Anspruch, die „wirklichen Verhältnisse“ wissenschaftlich abzubilden (Plessner, 2018 [1969], S. X f.). Wie zu zeigen sein wird, haben Berger und Luckmann darin keinen Widerspruch gesehen, aber das Spannungsverhältnis, das sich in späteren postmodernen Strömungen des Sozialkonstruktivismus in Richtung eines radikalen Erkenntniszweifelstums weiterentwickelt hat, ist dennoch bereits in ihrem Werk angelegt. Drittens geht aus Plessners Kommentar hervor, dass der Neologismus des Buchtitels ursprünglich als Fachterminus für eine spezielle Subdisziplin der Soziologie gedacht war – nämlich der Wissenssoziologie –, während seine Verwendung heute eine Anhängerschaft in so gut wie allen sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Fächern findet. Der Haupttitel des Buchs ist übrigens eine Anspielung auf ein Werk des akademischen Lehrers von Berger und Luckmann. Gemeint ist „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“ von Alfred Schütz (2016 [1932]) (vgl. Luckmann et al., 2015, S. 428).

Die Wissenssoziologie, so Berger und Luckmann (2018 [1969], S. 3), habe sich mit allem zu beschäftigen, „was in einer Gesellschaft als ‚Wissen‘ gilt, ohne Ansehen seiner absoluten Gültigkeit oder Ungültigkeit“. Sie müsse ergründen, wie es vor sich gehe, dass „gesellschaftlich entwickeltes, vermitteltes und bewahrtes Wissen für den Mann auf der Straße zu außer Frage stehender ‚Wirklichkeit‘ gerinnt“ (S. 3). Dieser Prozess sei die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Das jeweilige Wissen sei innerhalb und zwischen Gesellschaften abhängig vom sozialen Standort: Was „für einen tibetischen Mönch ‚wirklich‘“ sei, brauche „für einen amerikanischen Geschäftsmann nicht ‚wirklich‘ zu sein“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 3).

Aus der These von der Standortabhängigkeit des Wissens ergibt sich für die Autoren die Frage, wie sich die Ansprüche auf die Geltung soziologischer Befunde rechtfertigen lassen. „Wie kann ich mich zum Beispiel auf meine soziologische Analyse der Sitten des amerikanischen Mittelstandes verlassen, wenn (...) die Kategorien, die ich verwende, historisch bedingt sind (...) und (...) ich selbst (...) Angehöriger der amerikanischen Mittelklasse bin?“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 14 f.). Berger und Luckmann entledigen sich dieses Problems nicht durch inhaltliche Argumente – man könnte sich ja etwa darauf berufen, dass wissenschaftliche Theorien und Methoden die Geltung von Befunden absichern –, sondern indem sie es aus der empirischen Soziologie ausschließen. Derartige Fragen gehörten in die Methodologie der Sozialwissenschaften und seien „Sache der Philosophie“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 15).

Zweifellos erheben Berger und Luckmann den Anspruch auf Geltung ihrer eigenen Aussagen. Ausführlich beschäftigen sie sich in ihrem Buch mit der „Gesellschaft als objektiver Wirklichkeit“, einschließlich der biologischen Eigenschaften, die Menschen befähigen, Institutionen zu bilden (S. 49). Zur „subjektiven Wirklichkeit“ gehört insbesondere die individuelle Sozialisation, d.h. die „Internalisierung der Wirklichkeit“ (S. 139). Diese Internalisierung könne für Angehörige stigmatisierter Gruppen zum Problem werden, wenn die Gesellschaft sie zum Typus gestempelt habe: „der Krüppel, der Bastard, der Idiot und so weiter“ (S. 177). Die Stigmatisierten könnten sich aber zu „Gruppen zusammenschließen“ und einen „eigenen Sozialisationsprozess einführen“, um sich selbst „vor der totalen Internalisierung der Wirklichkeit ihrer Gesellschaft“ (S. 177 f.) zu schützen.

Ein Beispiel für eine Institution, die Berger und Luckmann zufolge Wissen generiert und die Gesellschaft vor Abweichung schützen soll, ist die Therapie. Deren Methoden reichten „von der Teufelsaustreibung bis zur Psychoanalyse, von der Seelsorge bis etwa zur Ehe- und Berufsberatung“ und dienten der sozialen Kontrolle (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 121). Zur Veranschaulichung und in Umkehrung der herrschenden Homophobie entwerfen die Autoren das Gegenbild einer Gesellschaft, in der Heterosexualität verpönt ist und in der ein heterosexueller Soldat „ein sicherer Kandidat für Therapie“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 121) sei. Am Rande berufen sie sich auf das Thomas-Theorem und schreiben es aber, wie bereits Merton, nur William Thomas und nicht Dorothy Swaine Thomas zu (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 57), deren Miturheberinnenschaft Merton (1995) später nachgetragen hat.

So anregend und gewinnbringend die Analyse von Berger und Luckmann über weite Strecken zu lesen ist, weist sie doch einige ernste Probleme auf. Der von den Verfassern mehrfach bemühte „Mann auf der Straße“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. 3) tritt bei ihnen als weitgehend passiver Wissensrezipient auf. Er hat offenbar keine Möglichkeit, Aussagen auf ihre Wahrheit und Normen auf ihre Vernünftigkeit hin zu prüfen. So kann er nicht anhand dieser Kriterien zwischen Teufelsaustreibung und Psychoanalyse unterscheiden oder zwischen verschiedenen Varianten der Psychoanalyse. Der von Berger und Luckmann zumindest im Zusammenhang mit dem ‚Mann auf der Straße‘ verwendete Wissensbegriff ist so allgemein, dass mit ihm nicht mehr zwischen Kenntnissen und deren Gegenteil, d.h. Unwissenheit, Täuschung und Vorurteilen differenziert werden kann. Für ihr Unternehmen wäre vielleicht nicht Wissens-, sondern Meinungssoziologie der passendste Name. Meinungen können begründet oder unbegründet, zutreffend oder falsch sein, während im klassischen Wissensbegriff (Boghossian, 2015, S. 19 ff.; Carlshamre, 2020, Kap. 1) bereits ein Qualitätsurteil enthalten ist: Wenn etwas tatsächlich und nicht nur vermeintlich gewusst wird, dann ist es auch der Fall.

In den Formulierungen Bergers und Luckmanns ist oft auch unklar, wer bzw. was genau Subjekt, Objekt und Medium von Konstruktionsprozessen ist. „Wer konstruiert hier?“ fragen die Verfasser rhetorisch. „Die gesellschaftliche Realität selber oder der Soziologe? Vorausgesetzt wird natürlich das erste“ (Berger & Luckmann, 2018 [1969], S. XV). Offen bleibt, wie es möglich sein soll, dass die gesellschaftliche Realität zugleich Voraussetzung und Ergebnis von Konstruktion ist.

Vom Sozialkonstruktivismus haben Berger und Luckmann sich abgegrenzt. Rund 40 Jahre nach der Erstveröffentlichung des Buches betont Luckmann, dass Berger und er „damals vom noch nicht existenten Konstruktivismus nichts wissen konnten und heute von den späteren epistemologisch und wissenschaftstheoretisch unhaltbaren Entwicklungen (...) nichts wissen *wollen*“ (Luckmann, 2008, S. 33,

Hervorhebung im Orig.). Im Vergleich zu Positionen, wie sie etwa von Paul Watzlawick vertreten würden (s.u.), seien Berger und er „in gewissem Sinne Materialisten“ (Luckmann, zitiert nach Keller et al., 2013, S. 11). Ähnlich beklagt Berger, dass eine „soziologische Richtung“ entstanden sei, die sich „zu unserem Ärger ‚Konstruktivismus‘ nannte und die behauptete, dass alle Deutungen gleichwertig seien und darüber hinaus, dass es überhaupt keine Wirklichkeit außerhalb der gesellschaftlichen Deutung gebe“ (Berger, zitiert nach Keller et al., 2013, S. 10).

5. Zur Wissens- und Diskurstheorie Foucaults

Für die Entstehung der von Berger und Luckmann kritisierten Varianten des Sozialkonstruktivismus haben die Werke Michel Foucaults eine wichtige Rolle gespielt, obwohl in diesen der Begriff der sozialen Konstruktion nicht vorkommt. Auch in den Disability Studies wurde und wird Foucault breit rezipiert (Waldschmidt, 2020, S. 98 ff.). In seiner 1970 gehaltenen Antrittsvorlesung am Collège de France präsentierte Foucault (1991 [1970]) sein Forschungsprogramm, für das der Begriff des ‚Diskurses‘ zentral ist.

Diskurse sind für ihn bestimmte regelgebundene Aussagesysteme, die zu bestimmten Gegenstandsbereichen hervorgebracht werden – etwa Sexualität, Politik oder die Wissenschaft – und die zusammengenommen den Diskurs einer Gesellschaft bilden. Der Diskurs sei ein „gesprochenes oder geschriebenes Ding“ (Foucault, 1991 [1970], S. 6), dessen Produktion „in jeder Gesellschaft [...] kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert“ (S. 7) werde, unter anderem mit „Prozeduren der *Ausschließung*“ (S. 7, Hervorhebung im Orig.). Zu diesen Prozeduren gehöre das Verbot und die Grenzziehung, z.B. die „Entgegensetzung von Vernunft und Wahnsinn“ (S. 8) und der „Gegensatz zwischen dem Wahren und dem Falschen“ (S. 10). Innerhalb eines Diskurses sei die „Grenzziehung zwischen dem Wahren und dem Falschen weder willkürlich noch veränderbar, weder institutionell noch gewaltsam“; doch begeben man sich „auf eine andere Ebene“ und frage nach dem „Willen zur Wahrheit“, dann werde man „vielleicht ein Ausschließungssystem (ein historisches, veränderbares, institutionell zwingendes System) sich abzeichnen sehen“ (Foucault, 1991 [1970], S. 11). Der Wille zur Wahrheit tendiere dazu, „auf die anderen Diskurse Druck und Zwang auszuüben“ (S. 13); in ihm sei „das Begehren und die Macht“ (S. 15) am Werk. Die Geschichte wissenschaftlicher Disziplinen bestehe „nicht nur aus Wahrheiten, sondern auch aus Irrtümern“ (S. 22); allerdings gebe es vielleicht „keine Irrtümer im strengen Sinn“, da diese „nur innerhalb einer definierten Praxis auftauchen und entschieden werden“ (S. 23) könnten.

Für Foucault scheint der Diskurs unmittelbar auf die Sachverhalte zu wirken, die er thematisiert, und die ohne ihn angeblich nicht erkennbar sind. „Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muss den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen“ (Foucault, 1991 [1970], S. 36 f.). Insgesamt will Foucault sein Forschungsprogramm als Beitrag zur „Geschichte der Ideen“ (S. 41) verstanden wissen. Später spitzt er seine Auffassungen noch weiter zu. Es sei anzunehmen, dass „die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt)“, weshalb die Beziehungen zwischen Macht und Wissen „nicht von einem Erkenntnissubjekt aus zu analysieren“ seien; vielmehr seien das erkennende Subjekt und das zu erkennende Objekt gleichermaßen „Effekte“ (Foucault, 1977, S. 39) der Beziehungen zwischen Wissen und Macht.

Foucaults Forschungsprogramm richtet sich unter anderem gegen den Marxismus, der in der französischen Soziologie und Philosophie der 1970er Jahre einflussreich war. Typisch marxische Problemstellungen verschwinden und werden durch andere ersetzt. Marx und Engels gehen davon aus, dass Menschen sich im Zuge mehr oder weniger arbeitsteiliger gesellschaftlicher Aktivitäten ernähren, kleiden, behausen, fortpflanzen, kurz, am Leben erhalten und entsprechende Bedürfnisse befriedigen müssen, ehe sie Geschichte machen. Sie müssen dafür in einen Stoffwechsel mit der äußeren Natur treten und ihre Produktion mit historisch bestimmten und konfliktreichen Produktionsverhältnissen organisieren. Foucault dagegen beschäftigt sich vorzugsweise mit Diskursen, Ideen, Wissen, Sprache und Macht, die in seiner Theorie ein sonderbares Eigenleben führen. Ideologie war für Marx und Engels eine gesellschaftlich nahegelegte Täuschung, die mit wissenschaftlichen Mitteln überwunden werden kann. Aber von einem

Diskurs kann nicht mehr gesagt werden, ob er Illusionen enthält oder nicht. Die Auffassung von Marx und Engels war, dass es verallgemeinerbare Interessen gebe und dass Menschen in gesellschaftlichen Konflikten darum kämpfen, die Welt nach ihren Bedürfnissen einzurichten; bei Foucault löst lediglich ein Macht- und Wissensregime das andere ab.

Wenn Foucault die Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen als institutionellen Ausschließungsmechanismus charakterisiert, dann abstrahiert er davon, dass wissenschaftliche Aussagen Geltung beanspruchen können, sofern sie sich belegen und zu einem schlüssigen Argument ausarbeiten lassen. An „Wahrheit (und Geltung überhaupt)“ interessieren Foucault „nur noch die Effekte des Für-wahr-Haltens“ (Habermas, 1985, S. 431). Es ist aber ein entscheidender und nicht zu vernachlässigender Unterschied, ob der Vatikan die galileische Astronomie indiziert oder ob eine US-Universität einen Geschichtsdozenten entlässt, der „behauptet hatte, die Konzentrationslager der Nazis seien eine antideutsche Erfindung“ (Evans, 1998, S. 229). In Foucaults Theorie droht die Differenz zwischen Unterdrückung und der Widerlegung zu verschwinden. Dem „Willen zur Wahrheit“ – ein Ausdruck, der nicht zufällig an Friedrich Nietzsches „Willen zur Macht“ erinnert (vgl. Rehmann, 2004, 112 ff.) – hält Foucault vor, „Druck und Zwang“ auszuüben (Foucault, 1991 [1970], S. 13). Nicht nachvollziehbar ist, warum sich Diskurse ihren Gegenständen aufzwingen sollten. Wissenschaftliche Aufsätze über Zerebralpareesen oder über die Erwerbslosigkeitsrate unter Menschen mit Zerebralparese haben keinen unmittelbaren Einfluss auf das, was sie behandeln. Was an Universitäten, Hochschulen und Forschungsinstituten geschaffen wird – Irrtümer und Ideologien eingeschlossen –, kann negative Folgen für behinderte Menschen haben, und diese Folgen können Ausdruck von Macht sein. Aber Macht und Wissen sind nicht notwendigerweise miteinander verschmolzen, ansonsten könnte es keine Wissenschaft geben, die für ihre Aussagen Geltung beanspruchen kann, sondern nur Politik. Dieses Problem stellt sich, wie Jürgen Habermas (1985) betont, auch für Foucaults eigene Arbeiten. Wenn sich der Wahrheitsanspruch und die Überlegenheit der Analysen Foucaults nicht in diesen selbst zeigen, sondern „einzig im Effekt der tatsächlichen Verdrängung bislang dominierender wissenschaftlicher Diskurse äußern würde, dann erschöpfte sich Foucaults Theorie in Theoriepolitik“ (Habermas, 1985, S. 328).

6. Behinderung als „naturalisierte Differenz“ bei Waldschmidt

Die Arbeiten von Anne Waldschmidt, einer führenden Vertreterin der Disability Studies in Deutschland, zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass in ihnen die These von der Behinderung als sozialer Konstruktion in besonders elaborierter Weise theoretisch fundiert wurde. Wesentliche Bezugspunkte sind dabei Berger, Luckmann und Foucault (Waldschmidt et al., 2007; Waldschmidt, 2011, 2018). Der mehrfach formulierte und variierte Kerngedanke der Theorie lautet, dass Behinderung und Körper nicht „Naturtatsachen“, sondern soziale Konstruktionen seien. Medium der Konstruktion ist der Diskurs, also hauptsächlich Begriffe oder Kategorien.

In diesem Sinne heißt es, Körper seien „nicht *a priori* als einfache Naturtatsache vorhanden“, sondern würden „durch Diskurse und in Diskursen konstruiert“ (Waldschmidt, 2011, S. 94). Vor allem die Humanwissenschaften produzierten ein „Macht-Wissen“, das darüber bestimme, „wie Körper wahrgenommen und behandelt“ (Waldschmidt, 2011, S. 94) würden. Gemeinhin würden „Auffälligkeiten und Abweichungen“ als „(natur-)gegeben betrachtet, im Sinne einer vermeintlich objektiv vorhandenen, medizinisch-biologisch definierbaren Schädigung oder Beeinträchtigung, und nicht als gesellschaftliches Differenzierungsmerkmal“ (Waldschmidt 2011, S. 98).

Waldschmidt bezieht ihre Aussage ausdrücklich auch auf Beeinträchtigung (im Sinne von *impairment*) und verknüpft sie mit einer Definition und Positionsbestimmung der Disability Studies. Im Unterschied zu herkömmlichen Ansätzen betrachteten die Disability Studies „Behinderung, d.h. nicht nur *disability*, sondern auch *impairment*, als ein Produkt sozialer und kultureller Ausschließungs- und Unterdrückungsmechanismen und eben nicht als Ausdruck medizinischer Pathologie“ (Waldschmidt, 2011, S. 91). Behinderung sei nicht objektiv vorhanden und sei nicht medizinisch oder biologisch definierbar (Waldschmidt, 2015, S. 335). Die

Konstruktion *disability* habe die Funktion, „die naturalisierte Interventionsebene *impairment* herzustellen und sie gleichzeitig der Kritik zu entziehen, indem letztere [...] als vorgängig, naturgegeben gedacht“ werde (Waldschmidt, 2011, S. 98, Hervorhebung im Orig.). Im Rahmen einer Studie über den Arbeitsalltag in Behindertenwerkstätten heißt es, bei der „Differenzkategorie Behinderung“ handle es sich nicht um eine „biomedizinische oder psychologische Tatsache, sondern um ein spannungsreiches Wechselverhältnis zwischen ‚Normalität‘ und einem spezifischen Typus von ‚Anderssein‘“ (Karim & Waldschmidt, 2019, S. 270 f.). Im Grunde stelle „geistige Behinderung“ keine objektiv messbare Tatsache dar, die im Grad der Behinderung lediglich abgebildet ist, sondern ein kontingentes Verhältnis, welches sich nur in Wechselwirkung mit den existierenden institutionellen Strukturen erklären“ lasse (Karim & Waldschmidt, 2019, S. 279).

Als Beispiel für eine konstruierte Differenz nennt Waldschmidt (2018) unter anderem Taubheit oder Gehörlosigkeit, die gemeinhin als Verlust der Hörfähigkeit und als biologisches Defizit verstanden werde. Dem halte die Gemeinschaft der Gehörlosen entgegen, dass es sich bei Taubheit um eine kulturelle Differenz und um eine gebärdensprachliche Kompetenz handle. Taubheit, so Waldschmidt, sei kein „natural fact“, sondern „naturalized difference“ (Waldschmidt, 2018, S. 75); Behinderung existiere nur insoweit, wie bestimmte Differenzen innerhalb einer gegebenen Wissensordnung unterschieden werden könnten.

Man muss sich fragen, ob die damit formulierten Gegensätze einander ausschließen und ob man, wenn man Behinderung analysiert, wirklich zwischen „Naturtatsache“ und kulturellem Phänomen wählen muss. Taubheit weist intrinsische Merkmale und identifizierbare Ursachen auf. Sie kann z.B. in Folge einer Infektion auftreten und ist in diesem Fall, wie andere Beeinträchtigungen auch, das Residuum einer Krankheit. Dass taube Menschen gebärden und dadurch vermittelt eine spezifische Kultur entwickeln, spricht nur dagegen, dass Taubheit ein Unglück und ein Mangel sein muss, aber nicht dagegen, dass sie auch eine medizinisch beschreibbare Tatsache ist. Die medizinische Betrachtungsweise hebt an Taubheit andere Aspekte hervor als die kulturelle. Taubheit als körperliches Merkmal existiert – wie die meisten anderen Beeinträchtigungen auch – in allen Gesellschaften und Kulturen, aber die Klassifikation von Hörbeeinträchtigungen und die alltäglichen Lebensbedingungen tauber und behinderter Menschen mögen jeweils verschieden sein. Gleichzeitig kann Beeinträchtigung ein Differenzierungsmerkmal sein, etwa wenn gesellschaftlich geregelt wird, wer Anspruch auf Nachteilsausgleiche hat und wer nicht.

Der Begriff der Konstruktion sorgt hier eher für Unklarheit. Angemessener wäre es, von gesellschaftlichen Interpretationen zu sprechen, denn Interpretationen verändern nicht ihren Gegenstand – z.B. Taubheit –, sondern akzentuiert unterschiedliche Aspekte, von denen aus sich wiederum unterschiedliche Schlussfolgerungen ziehen lassen. Aus einer medizinischen Diagnose etwa ergibt sich nicht notwendigerweise eine bestimmte medizinische Behandlung, etwa die Nutzung eines Cochlea-Implantats. Begriffe, Klassifikationen, Zusammenhangsannahmen usw. werden gemacht oder konstruiert, aber sie beziehen sich auf Beeinträchtigungen, also auf Sachverhalte und Phänomene, die nicht konstruiert, sondern höchstens modifiziert wurden, z.B. Taubheit oder Spastiken.

Es ist nicht nachvollziehbar, warum Taubheit, Zerebralparesen, Trisomien oder frühkindlicher Autismus für sich genommen Produkte „sozialer und kultureller Ausschließungs- und Unterdrückungsmechanismen“ (Waldschmidt, 2011, S. 91) sein sollten, es sei denn, es sind nicht Taubheit, Zerebralparesen, Trisomien oder Autismus als solche gemeint, sondern bestimmte Vorurteile über und Stereotypen von diesen Beeinträchtigungen. Dasselbe gilt für Aussagen über Körper. Nicht die Körper selbst sind offensichtlich sozial konstruiert, sondern allenfalls die Vorstellungen, die man sich davon macht. Diese Vorstellungen können, wenn sie handlungsrelevant werden, reale Konsequenzen zeitigen im Sinne des Thomas-Theorems, aber sie können selber in unterschiedlichem Grad zutreffend oder unzutreffend, angemessen oder unangemessen sein. Selbst wenn man Behinderung als Verhältnis von institutionellen Anforderungen und persönlichen Eigenschaften versteht, dann bedeutet dies nicht, dass die persönlichen Eigenschaften – falls sie tatsächlich vorhanden und nicht bloß das Ergebnis von Zuschreibungen sind – nur innerhalb dieses Verhältnisses existieren. Behinderung ist jedenfalls mehr als nur ein „Effekt gesellschaftlicher Zuschreibungspraktiken“ (Waldschmidt, 2020, S. 36). Die These, nach der die Konstruktion *disability* die Funktion habe, eine „naturalisierte Interventionsebene *impairment* herzustellen“ und einem „technisch-strategischen Zugriff“

(Waldschmidt, 2011, S. 98), impliziert ein generelles und offensichtlich negativ bewertetes Motiv, ohne dass gesagt würde, um wessen Motiv es sich handelt. Dass die Unterscheidung von medizinisch relevanten und gesellschaftlichen Aspekten von Behinderung notwendig und im Interesse behinderter Menschen sein kann, liegt auf der Hand, wenn man etwa an den barrierefreien Zugang zu geeigneter medizinischer Versorgung denkt.

Waldschmidt (2020, S. 34) nennt Behinderung einen „leeren Signifikanten“ und führt dazu aus, Begriffe würden „nicht einfach Realität bezeichnen, sondern die Sachverhalte herstellen, über die sie sprechen“ (Waldschmidt, 2020, S. 34). Leere Signifikanten seien „offen für eine Vielzahl von Bedeutungen“, sie seien umkämpft und würden „durch diskursive Prozesse ‚gefüllt‘, die von hegemonialen Positionen bestimmt“ würden (S. 34). Dagegen lässt sich einwenden, dass der Inhalt des Begriffs ‚Behinderung‘ umstritten, variabel und widersprüchlich sein mag, aber er ist nicht beliebig. Wenn ich „Behinderung“ sage, aber von Börsenkurs, Wetter und Kartoffelsalat rede, dann habe ich das Thema verfehlt und mein Gegenüber wird mich verständnislos ansehen. Der Begriff hat offenbar einen relativ festen semantischen Kern, der auf etwas Reales außerhalb seiner selbst verweist.

Insgesamt tendiert die Theorie Waldschmidts dahin, Begriffe, Klassifikationen und Symbole hervorzuheben und in ihnen das Begriffene, Klassifizierte und Symbolisierte aufzulösen. Diese Tendenz zeigt sich auch in einem Beitrag zur sogenannten Disability History. Im Rahmen eines Forschungsprojekts zur westdeutschen Nachkriegsgeschichte definieren Gabriele Lingelbach und Anne Waldschmidt (2016) historische Zäsuren als „Schnittstellen“ und „prägnante Markierungen“, die „Entwicklungen eindeutig beeinflussen“ (Lingelbach & Waldschmidt, 2016, S. 13). Zugleich postulieren sie, Zäsuren seien „nicht Eigenschaften der Geschichte an sich [...], sondern standortabhängige Konstrukte“ und „eine Deutungsleistung des Historikers oder der Historikerin“ (Lingelbach & Waldschmidt, 2016, S. 14). Diese Entgegensetzung ist nicht schlüssig. Ohne Deutungsleistungen kann es keine Geschichtswissenschaft geben, aber die Deutungen dürfen sich nicht auf Fiktionen, sondern müssen sich auf objektiv feststellbare und vom Standort des Historikers oder der Historikerin unabhängige Eigenschaften des historischen Prozesses stützen, denn sonst wären sie gegenstandslos, beliebig und damit unwissenschaftlich (Evans, 1998). Auch sollte die Annahme sozialer Konstruktionen nicht dazu führen, die Geschichte behinderter Menschen auf „Begriffsgeschichte“ zu reduzieren (Waldschmidt, 2020, S. 24 ff.). Es gilt in Erinnerung zu behalten, dass, wie Hans-Walter Schmuhl (2010) in seiner Geschichte des Behinderungsbegriffs schreibt, die Sprache nur „*einer* der Faktoren“ ist, die „soziale Realität konstituieren“ (Schmuhl, 2010, S. 10, Hervorhebung im Orig.), und sie ist nicht der wichtigste; Sprache ist „ein empfindlicher Seismograph, der den Wandel der sozialen Realität widerspiegelt – nicht mehr und nicht weniger“ (Schmuhl, 2010, S. 10).

Schmuhl untersucht die historischen Prozesse, in deren Verlauf eine übergreifende Kategorie der Behinderung etabliert wurde, der sich Menschen zuordnen lassen und selbst zuordnen, die noch bei Berger und Luckmann zu kleineren Gruppen zusammengefasst werden (s.o.). Zwar kann man diese Praxis der Kategorisierung als „soziale Konstruktion“ bezeichnen, nur ist damit weder etwas über den ontologischen Status von Beeinträchtigungen und Behinderungen gesagt, noch ist damit schon der Nachweis geführt, dass diese Form der Kategorisierung ausgrenzender ist als andere und dass deren Beseitigung für die Kategorisierten wünschenswert wäre.

In jüngerer Zeit werden in den Disability Studies Ansätze des sogenannten Neuen Materialismus rezipiert, die behaupten, die Sprachzentriertheit des Sozialkonstruktivismus und Poststrukturalismus zu überwinden (Hamraie, 2012; Feely, 2016). Eine ausführliche Kritik dieser Ansätze, die z.T. das theoretische Interesse an materiellen Objekten mit Materialismus verwechseln und die diesen Objekten eine geheimnisvolle Aktivität und Handlungsfähigkeit (*agency*) zuschreiben, kann an dieser Stelle allerdings nicht geleistet werden (zur Kritik vgl. z.B. Haug, 2016; Malm, 2018; v. Winterfeld, 2018).

7. Psychiatrische Diagnosen im Lichte sozialkonstruktivistischer Auffassungen

Eine Auseinandersetzung mit dem Begriff von Behinderung als sozialer Konstruktion wäre unvollständig, wenn sie sich nicht auch mit Richtungen befassen würde, die sich, anders als die bisher diskutierten Ansätze, selber als konstruktivistisch bezeichnen. Aus der Familie konstruktivistischer Theorien werden hier zwei ausgewählt, die einerseits relativ prominent, andererseits für die Disability Studies und für die Mad Studies interessant sind, weil sie sich mit dem ontologischen Status psychiatrisch und psychologisch diagnostizierbarer Beschwerden beschäftigen. Die Rede ist vom ‚Radikalen Konstruktivismus‘, wie er unter anderem von Paul Watzlawick vertreten wird, und vom ‚Sozialen Konstruktivismus‘, den Kenneth und Mary Gergen entwickelt haben.

Im Interview mit Bernhard Pörksen (2001) geht Watzlawick davon aus, dass Erkenntnis nur unter pragmatischen Gesichtspunkten möglich ist. Um dies zu veranschaulichen, verwendet er das Bild eines Kapitäns, der in völligem Dunkel und ohne Navigationshilfen eine Meerenge passiert und der hinterher nur feststellen kann, ob er die offene See erreicht hat oder nicht. Nach Ansicht von Watzlawick muss man „die Vorstellung aufgeben, dass die Wissenschaft der Wahrheitserkenntnis“ dient (zitiert nach Pörksen, 2001, S. 222). Offen bleibt allerdings, wie er selbst wissen kann, welche seiner eigenen Konstruktionen in der Psychotherapie „sich als die nützlichste und menschlichste erweist“ (Pörksen, 2001, S. 222), wenn er nicht wenigstens partiell über Einsichten verfügt, die sich als wahr bezeichnen lassen. Zuzustimmen ist ihm, wenn er auf Folgendes hinweist: „Der Name ist nicht das Ding; die Landkarte ist nicht das Land“ (Pörksen, 2001, S. 226). Es sei ein Irrtum, zu glauben, dass eine psychische Krankheit nur existiere, weil es einen Namen dafür gebe. Man dürfe nicht annehmen, dass man es „im Bereich des Psychischen mit Pathologien zu tun“ habe, die ähnlich eindeutig seien „wie etwa eine Blinddarmentzündung“ (Pörksen, 2001, S. 227).

Zur Veranschaulichung zieht er zwei Beispiele heran. Das erste ist die Streichung der Diagnose Homosexualität aus dem Diagnostic and Statistical Manual (DSM) im Jahr 1973; aus der International Classification of Diseases (ICD) wurde die Diagnose übrigens erst 1992 entfernt. „Dieser Entschluss“, so Watzlawick, „war der größte Therapieerfolg, der jemals in der Geschichte erzielt worden ist. Mit einem Federstrich wurden Millionen von Menschen von ihrem angeblichen Leiden befreit“ (Pörksen, 2001, S. 227). Das zweite Beispiel handelt von der Besucherin einer Psychiatrie, die von Pflegekräften mit einer als schizophren diagnostizierten Patientin verwechselt worden war; den Widerstand der Besucherin und die vermeintliche Leugnung ihrer Identität deutete das Pflegepersonal als Symptome der Schizophrenie. Diese Geschichte belegt allerdings nicht, wie auch Watzlawick im Gespräch mit Pörksen einräumt, dass Schizophreniediagnosen per se beliebig wären, sondern nur, dass Irrtümer reale Folgen im Sinne des Thomas-Theorems haben können. Anders als im ersten Beispiel wäre Menschen mit „schizophrenen“ Beschwerden wohl nicht geholfen, wenn man die Diagnose ersatzlos streichen würde. An Schizophrenie scheint es Dimensionen geben, die stark beeinträchtigend sein können und die nicht in der Diagnose aufgehen. Sie als gegenstandsloses Konstrukt abzutun, liefe auf eine „falsch verstandene Depathologisierung“ hinaus, die „in Leugnung, ideologische Aufladung oder Romantisierung des Leidens“ (Boger, 2015, S. 272) münden kann.

Kenneth und Mary Gergen (2009, S. 10) formulieren die Grundidee ihres Sozialen Konstruktivismus folgendermaßen: „Alles, was wir für real erachten, ist sozial konstruiert. [...] Nichts ist real, solange Menschen nicht darin übereinstimmen, dass es real ist.“ Sie wollten damit nicht sagen, dass Realität nicht existiere, sondern dass man stets aus einer Tradition heraus spreche, wenn man etwas als wirklich definiere. Diese Grundidee ist nicht konsistent, denn wenn eine Realität unabhängig von der subjektiven Wahrnehmung existiert, dann kann es eine Differenz zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem geben. Dies wiederum bedeutet, dass Wirklichkeit nicht vom Konsens der Wahrnehmenden abhängig sein kann. Selbst wenn die Wahrnehmenden die Wirklichkeit aus unterschiedlichen Traditionen heraus definieren, gibt es doch objektive Einsichten in die Realität, die über alle kulturellen Grenzen hinweg Geltung beanspruchen können. Auf Einsichten wie die, dass der Pharao Ramses II. an Tuberkulose gestorben und nicht einer Revolution zum Opfer gefallen ist, wird noch zurückzukommen sein.

Aus sozialkonstruktionistischer Perspektive, so Gergen und Gergen weiter, sei psychische Krankheit nichts Existierendes, das darauf wartet, entdeckt zu werden; vielmehr würde Krankheit „durch bestimmte Handlungen“ (Gergen & Gergen, 2009, S. 38) konstruiert: „Eine Person, die ‚traurig‘ ist [...], muss nicht als ‚krank‘ diagnostiziert werden. [...] Wenn wir diese Person mit dem Etikett ‚klinische Depression‘ belegen, dann übergeben wir sie einer Behandlung, die möglicherweise zu lebenslanger Abhängigkeit von Antidepressiva führt.“ Das Leben sei eine „Ansammlung von Geschichten, in denen wir die Hauptcharaktere“ seien (Gergen & Gergen, 2009, S. 50). Denkbar sei eine narrative Kurzzeittherapie, in der es darum gehe, „neue Geschichten zu konstruieren“ (S. 51).

Wenngleich die Kriterien für Diagnosen und die Abgrenzung der Depression von gewöhnlicher Trauer umstritten sind (Frances, 2013), ist allerdings eines kaum zu bezweifeln: Die Phänomene, die unter der Diagnose einer „mittleren“ oder „schweren“ Depression zusammengefasst werden, sind mehr als nur Traurigkeit. Die Stimmungsveränderung, durch die Menschen die Fähigkeit verlieren, sich zu freuen oder überhaupt Interesse an der Welt zu haben, lassen sich nicht allein „narrativ“ erklären oder rückgängig machen. Die Behauptung, dass man Menschen per Depressionsdiagnose einer medikamentösen Behandlung übergibt, muss in dieser Pauschalität zurückgewiesen werden. Eine Diagnose kann ebenso die Voraussetzung für eine ärztliche Krankschreibung oder eine nichtmedikamentöse Therapie sein. In den USA, dem Heimatland von Gergen und Gergen, können sich viele Menschen eine Psychotherapie wegen notwendiger privater Zuzahlungen nicht leisten und sind deshalb auf Psychopharmaka angewiesen (Olfson & Marcus, 2009). Die sozialkonstruktivistische Weltsicht, die pauschale und undifferenzierte Kritik an Diagnosen und das Plädoyer für Kurzzeittherapien sind an diese Verhältnisse in problematischer Weise angepasst, ohne dass dies von Gergen und Gergen reflektiert wird. Übrigens ließe sich fragen, ob der Autor und die Autorin Medikamentenabhängigkeit auch für eine soziale Konstruktion halten, die sich durch Narrative überwinden lässt – angeblich ist ja „alles“ sozial konstruiert.

8. Politische Gefahren des postmodernen Relativismus

Im Zuge des wachsenden Einflusses sozialkonstruktivistischer und postmoderner Ideen in den 1990er Jahren wurde die theoretische Relativierung der Realität immer weiter vorangetrieben (Eagleton, 1997). Ein besonders krasses Beispiel stammt von Bruno Latour. Der Philosoph bestritt einst den Befund, dass der Pharao Ramses II. an Tuberkulose gestorben sei, mit einer absurden Begründung: Robert Koch habe den Tuberkel-Bazillus 1882 „discovered (or invented, or made up, or socially constructed)“ (Latour, 1996, S. 248). Und weiter: „The attribution of tuberculosis and Koch’s bacillus to Ramses II should strike us as an anachronism of the same caliber as if we have diagnosed his death as having been caused by a Marxist upheaval [...]. Sure, if we want to respect actors categories there must be in the Egyptian language a term or a set of hieroglyphs [...] that define the cause of Ramses’ death“ (Latour, 1996, S. 248 f.).

Es ist, als habe Latour hier das Thomas-Theorem sowie Thesen von Foucault und Gergen und Gergen auf die Spitze getrieben und gegen wissenschaftliche Befunde in Anschlag gebracht. Er stellt die Wahrheit als etwas vollständig Relatives dar, das von den Überzeugungen der Handelnden, vom Diskurs und von Traditionen abhängig ist. Thomas Luckmann hätte dies als „grobe Unfug“ bezeichnet (Luckmann et al., 2015, S. 427). In ähnlicher Weise haben Latour und andere postmoderne Intellektuelle die Erwärmung des Weltklimas relativiert und die Existenz von Natur überhaupt in Frage gestellt (kritisch dazu: Malm, 2018).

Jahre später räumt Latour Parallelen zwischen postmodernem und verschwörungsideologischem Denken ein und versucht gleichzeitig, eigene frühere Auffassungen zu verteidigen. „I intended to *emancipate* the public from prematurely naturalized objectified facts. [...] Is it enough to say that we did not really mean what we said? Why does it burn my tongue to say that global warming is a fact whether you like it or not?“ (Latour, 2004, S. 227, Hervorhebung im Orig.). Der Zweifel an wissenschaftlicher Wahrheit sei nun keine exklusiv postmoderne Domäne mehr. Sein Nachbar halte ihn für naiv, weil er glaube, dass die Anschläge vom 11. September 2001 von Terroristen verübt worden seien. „Of course, conspiracy theories are an absurd

deformation of our own arguments, but, like weapons smuggled through a fuzzy border to the wrong party, these are our weapons nonetheless“ (Latour, 2004, S. 230).

Die unangenehme Überraschung wäre Latour erspart geblieben, wenn er die bereits früher formulierte Kritik an der postmodernen Philosophie und die Warnung ernst genommen hätte, dass Relativismus, generalisierte Wissenschaftsskepsis und pauschale Aufklärungskritik dem Obskurantismus und der extremen Rechten in die Hände arbeiten (Eagleton, 1997; Evans, 1998; Sokal & Bricmont, 1999). Wenn die verschwörungsideologische Rechte in den USA heute die globale Erwärmung leugnet und ihre Propaganda verbreitet, dann ist ihre Rhetorik i.d.R. zwar nicht offen sozialkonstruktivistisch, aber sie nimmt die gleiche zynisch-instrumentelle Haltung zu den Tatsachen ein wie viele postmoderne Intellektuelle, die eher der Linken nahestehen. Dass es Schnittmengen gibt, zeigt das Beispiel des postmodernen Philosophen Giorgio Agamben (2020), der die Corona-Pandemie als Erfindung des Staates bezeichnet hat.

9. Fazit und Ausblick: Ist Behinderung eine soziale Konstruktion?

Die vorliegende Untersuchung sollte klären, was die Aussage bedeutet, dass Behinderung eine soziale Konstruktion sei, und wie tragfähig die Begründungen für diese Aussage sind. Die besprochenen Werke durchzieht eine Reihe wiederkehrender Probleme: Dazu gehören die Vernachlässigung der Frage nach Wahrheit und Falschheit von Aussagen, die Kurzschließung von Wahrheits- und Machtfragen, die Betonung von Behinderungsbegriffen auf Kosten ihres Gegenstands, die Verabsolutierung von Sprache und Diskurs, die Entgegensetzung von sozialer Konstruktion und Natur bzw. Objektivität, die Überdehnung des Konstruktionsbegriffs dahingehend, dass selbst Körper und Natur als sozial konstruiert bezeichnet werden. In seinen extremen Formen führt der Sozialkonstruktivismus zu einem erkenntnistheoretischen Relativismus, der insofern politisch gefährlich ist, als er Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit aufgibt und damit Obskurantismus, Verschwörungsideologien und einer instrumentellen und machtorientierten Haltung gegenüber Wahrheitsfragen den Weg ebnet.

Die These von Behinderung als sozialer Konstruktion ist keineswegs eindeutig und nicht in jeder Hinsicht schlüssig. Entweder man sollte auf den Konstruktionsbegriff verzichten oder genau erklären, was man damit meint. Dabei wären Fragen zu beantworten wie: Wer konstruiert und warum? Was wird konstruiert und ist Konstruktion der angemessene Begriff für den Prozess? Was ist das Medium des Konstruktionsprozesses? Sind Aussagen, die mit dem Prozess einhergehen, wahr oder falsch bzw. angemessen oder unangemessen?

Die Aussage, dass Behinderung eine soziale Konstruktion sei, kann auf sehr unterschiedliche Weise in eine nichtkonstruktivistische Sprache übersetzt und konkretisiert werden, z.B. wie folgt: „Die Unterscheidung von Behinderung und Nichtbehinderung ist historisch entstanden.“ „Medizinische Diagnosen haben eine Geschichte.“ „Manche Beeinträchtigungen sind durch gesellschaftliche Vorgänge (z.B. Krieg) verursacht.“ „An der Herstellung einer Situation, in der ein behinderter Mensch mit Barrieren konfrontiert ist, waren in der Vergangenheit und sind in der Gegenwart verschiedene Personen beteiligt.“ „Eine bestimmte persönliche Eigenschaft wird gemeinhin als pathologisch betrachtet, es gibt aber gute Sachgründe und es wäre für die Betroffenen besser, dies nicht zu tun.“ „Manche Menschen haben stereotype und vorurteilsbehaftete Vorstellungen über Behinderung.“

Wenn es stimmt, dass die Konstruktionsthese und die ihr i.d.R. zugrundeliegenden erkenntnistheoretischen Positionen durch zahlreiche Ungereimtheiten und Probleme belastet sind, dann stellt sich die Frage, warum sie in den Disability Studies und in diversen anderen ‚Studies‘ dennoch so populär sind. Einen Grund dafür sieht Paul Boghossian darin, dass sie es erlauben, „jeden Erkenntnisanspruch einfach zurückzuweisen, wenn wir die Werte, auf denen er beruht, nicht zufällig teilen“ (Boghossian, 2015, S. 134). Ein Verzicht auf den Sozialkonstruktivismus wäre aber nicht notwendigerweise mit Abstrichen am wissenschaftlichen und politischen Programm der Disability Studies verbunden. Auch von einem nichtkonstruktivistischen Standpunkt lassen sich Unterdrückung, Ausgrenzung und Vorurteile kritisch untersuchen. Zugleich gewönne man einen Maßstab zurück, um Theorien wissenschaftlich zu begründen und zu prüfen, statt sie nur als

Konstruktion unter Konstruktionen zu behandeln. Natürliche und medizinische Aspekte von Beeinträchtigungen müssten nicht länger in einen gleichsam feindlichen Gegensatz zu Gesellschaft und Kultur gebracht werden, vielmehr wären die unterschiedlichen Dimensionen von Beeinträchtigung und Behinderung theoretisch und empirisch differenziert herauszuarbeiten.

Die Disability Studies sollten sich angesichts der genannten Schwierigkeiten nicht über die Konstruktionsthese definieren. Vielmehr sollte es in den Disability Studies neben dem Sozialkonstruktivismus Raum für andere philosophische und erkenntnistheoretische Positionen geben, also etwa für materialistische oder kritisch-realistische Theorien (Gleeson, 1997; Vehmas & Mäkelä, 2008). Dies liefe auf einen Diversifizierungsprozess hinaus, aus dem die Disability Studies gestärkt hervorgehen dürften.

Literatur

- Agamben, G. (2020, 26. Februar). *L'invenzione di un'epidemia*. Quodlibet. <https://www.quodlibet.it/giorgio-agamben-l-invenzione-di-un-epidemia>
- Bateson, G., Jackson, D. D., Haley, J. & Weakland, J. (1956). Toward a theory of schizophrenia. *Behavioral Science*, 1(4), 251–264. <https://doi.org/10.1002/bs.3830010402>
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (2018 [1969]). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Fischer.
- Boger, M.-A. (2015). Trilemma der Depathologisierung. In C. Schmechel, F. Dion, K. Dudek & M. Roßmüller (Hrsg.), *Gegendiagnose: Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie* (S. 268–288). edition assemblage.
- Boghossian, P. (2015). *Angst vor der Wahrheit: Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus*. Suhrkamp.
- Brehme, D., Fuchs, P., Köbsell, S. & Wesselmann, C. (2020). Einleitung: Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung. Disability Studies im deutschsprachigen Raum. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum: Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 9–22). Beltz Juventa.
- Carlshamre, S. (2022). *Philosophy of the Cultural Sciences: Preliminary draft*. Stockholm University, Department of Philosophy. <https://www2.philosophy.su.se/carlshamre/texter/PhilCult.pdf>
- Degener, T. (2003). „Behinderung neu denken“: Disability Studies als wissenschaftliche Disziplin in Deutschland. In G. Hermes & S. Köbsell (Hrsg.), *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003* (S. 23–26). bifos.
- Eagleton, T. (1997). *Die Illusionen der Postmoderne: Ein Essay*. Metzler.
- Evans, R. J. (1998). *Fakten und Fiktionen: Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Campus.
- Feely, M. (2016). Disability studies after the ontological turn: a return to the material world and material bodies without a return to essentialism. *Disability & Society*, 31(7), 863–883. <https://doi.org/10.1080/09687599.2016.1208603>
- Foucault, M. (1977). *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp.

- Foucault, M. (1991 [1970]). *Die Ordnung des Diskurses*. Fischer.
- Frances, A. (2013). *Normal: Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen*. DuMont.
- Gergen, K. J. & Gergen, M. (2009). *Einführung in den sozialen Konstruktivismus*. Carl-Auer Verlag.
- Gleeson, B. (1997). Disability Studies: A historical materialist view. *Disability & Society*, 12(2), 179–202. <https://doi.org/10.1080/09687599727326>
- Habermas, J. (1985). *Der philosophische Diskurs der Moderne: Zwölf Vorlesungen*. Suhrkamp.
- Hacking, I. (2001). *The Social Construction of What?* Harvard Univ. Press.
- Hamraie, A. (2012). Universal Design Research as a New Materialist Practice. *Disability Studies Quarterly*, 32(4). <https://doi.org/10.18061/dsq.v32i4.3246>
- Haug, W. F. (2016). Kosmischer Animismus bei Karen Barad: Mensch, Natur und Technik im Hightech-Kapitalismus. *Das Argument*, 58(1), 27–53.
- Hermes, G. & Köbsell, S. (2003). Einleitung. In G. Hermes & S. Köbsell (Hrsg.), *Disability Studies in Deutschland - Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003* (S. 9–11). bifos.
- Kanner, L. (1943). Autistic disturbances of affective contact. *Nervous Child*, 2(4), 217–250.
- Karim, S. & Waldschmidt, A. (2019). Ungeahnte Fähigkeiten? Behinderte Menschen zwischen Zuschreibung von Unfähigkeit und Doing Ability. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 44(3), 269–288. <https://doi.org/10.1007/s11614-019-00362-3>
- Kastl, J. M. (2017). *Einführung in die Soziologie der Behinderung*. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-04053-6>
- Keller, R., Knoblauch, H. & Reichertz, J. (2013). Der Kommunikative Konstruktivismus als Weiterführung des Sozialkonstruktivismus – eine Einführung in den Band. In R. Keller (Hrsg.), *Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Kommunikativer Konstruktivismus: Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz* (S. 9–21). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19797-5_1
- Kuhlmann, A. (2003). Therapie als Affront. *Ethik in der Medizin*, 15(3), 151–160. <https://doi.org/10.1007/s00481-003-0241-6>
- Kuhlmann, A. (2005). Behinderung und die Anerkennung von Differenz. *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 1, 153–164.
- Latour, B. (1996). On the Partial Existence of Existing and Non-existing Objects. In L. Daston (Hrsg.), *Biographies of Scientific Objects* (S. 247–269). Chicago University Press.
- Latour, B. (2004). Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern. *Critical Inquiry*, 30(2), 225–248. <https://doi.org/10.1086/421123>
- Lingelbach, G. & Waldschmidt, A. (2016). Einleitung: Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche in der deutschen Disability History nach 1945. In G. Lingelbach & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Disability History: Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 7–27). Campus.
- Luckmann, T. (2008). Konstitution, Konstruktion: Phänomenologie, Sozialwissenschaft. In J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmaier, J. Dreher & B. Schnettler (Hrsg.), *Phänomenologie und Soziologie:*

- Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen* (S. 33–40). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91037-6_2
- Luckmann, T., Soeffner, H.-G. & Vrobuba, G. (2015). „Nichts ist die Wirklichkeit selbst“: Thomas Luckmann, Hans-Georg Soeffner und Georg Vobruba im Gespräch. *Soziologie*, 44(4), 411–434.
- Malm, A. (2018). *The progress of this storm: Nature and society in a warming world*. Verso.
- Markard, M. (2013). Was ist kritisch an der Kritischen Psychologie? *Forum Wissenschaft* (4). <https://www.bdwi.de/forum/archiv/uebersicht/7292276.html>
- Maschke, M. & Powell, J. (2003). Behinderungsbegriffe und ihre Folgen in Schule und Beruf. In G. Hermes & S. Köbsell (Hrsg.), *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003* (S. 80–86). bifos.
- Merton, R. K. (1968). *Social Theory and Social Structure*. The Free Press.
- Merton, R. K. (1995). The Thomas Theorem and the Matthew Effect. *Social Forces*, 74(2), 379–424.
- Olfson, M. & Marcus, S. (2009). National Patterns in Antidepressant Medication Treatment. *Archives of General Psychiatry*, 66(8), 848–856.
- Oliver, M. (1983). *Social Work with Disabled People*. Macmillan Education.
- Oliver, M. (1990). *The Politics of Disablement*. Macmillan.
- Oliver, M. (1996). *Understanding Disability: From Theory to Practice*. Macmillan.
- Plessner, H. (2018 [1969]). Zur deutschen Ausgabe. In P. L. Berger & T. Luckmann (Hrsg.), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie* (IX–XVI). Fischer.
- Pörksen, B. (2001). *Abschied vom Absoluten: Gespräche zum Konstruktivismus*. Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Rehmann, J. (2004). *Postmoderner Links-Nietzscheanismus: Derrida und Foucault. Eine Dekonstruktion. Argument*.
- Schmuhl, H.-W. (2010). *Exklusion und Inklusion durch Sprache: Zur Geschichte des Begriffs Behinderung*. IMEW.
- Schütz, A. (2016 [1932]). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Suhrkamp.
- Shakespeare, T. (2014). *Disability Rights and Wrongs Revisited*. Routledge.
- Sokal, A. D. & Bricmont, J. (1999). *Eleganter Unsinn: Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*. Beck.
- Thomas, W. I. & Swaine Thomas, D. (1928). *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. Alfred A. Knopf.
- Trüper, C. P. (2019). *Behinderung bis über die Grenzen des Sozialen hinaus denken: Von soziokulturell überakzentuierten Behinderungsmodellen zu einer umfassenden Repräsentation menschlicher und ökologischer Aspekte in Behinderungsdebatten. Eine Argumentationsskizze*. Text Träger. http://text-traeger.info/freiraum/Trueper_SozialesModellKritik_Berlin2019.pdf
- UPIAS, Union of the Physically Impaired Against Segregation. (1974). *Policy Statement*. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/UPIAS-UPIAS.pdf>

- UPIAS, Union of the Physically Impaired Against Segregation. (1975). *Fundamental Principles of Disability*. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/UPIAS-fundamental-principles.pdf>
- Vehmas, S. & Mäkelä, P. (2008). A realist account of the ontology of impairment. *Journal of Medical Ethics*, 34(2), 93–95. <https://doi.org/10.1136/jme.2006.019042>
- Waldschmidt, A. (2011). Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 36(4), 89–106. <https://doi.org/10.1007/s11614-011-0005-3>
- Waldschmidt, A. (2015). Disability Studies als interdisziplinäres Forschungsfeld. In T. Degener & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention: Teilhabe als Menschenrecht - Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 334–344). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Waldschmidt, A. (2018). Disability – Culture – Society: Strengths and weaknesses of a cultural model of dis/ability. *Alter*, 12(2), 65–78.
- Waldschmidt, A. (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A., Klein, A., Tamayo Korte, M. & Dalman-Eken, S. (2007). Diskurs im Alltag – Alltag im Diskurs: Ein Beitrag zu einer empirisch begründeten Methodologie sozialwissenschaftlicher Diskursforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(2), Artikel 15, S. 1–29. <https://doi.org/10.17169/fqs-8.2.251>
- Winterfeld, U. v. (2018). Materialismus, neuer feministischer. In W. F. Haug, F. Haug, P. Jehle & W. Küttler (Hrsg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus* (9/I., Sp. 210–216). Argument.
- Zander, M. (2020). „Die eigentlichen Triebkräfte, die ihn bewegen, bleiben ihm unbekannt.“: Ideologie als psychologisches Problem. In J. Dellheim, A. Demirovic, K. Pühl, T. Sablowski & I. Solty (Hrsg.), *Auf den Schultern von Karl Marx* (S. 271–280). Westfälisches Dampfboot.

Zum Autor

Dr. Michael Zander vertritt derzeit die Professur „System der Rehabilitation“ im Studiengang Rehabilitationspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Disability Studies, Kritische Psychologie und Praxisforschung.

E-Mail: michael.zander@h2.de